Zeitschrift: Sprachspiegel: Zweimonatsschrift

Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache

Band: 1 (1945)

Heft: 3

Artikel: Die deutsche Schweiz und das Deutsche Reich : zwei Stimmen zur

Nachkriegszeit

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-419952

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Sprach piegel

Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins

März 1945

1. Jahrgang Nr. 3

29. Jahrgang der "Mitteilungen"

Die deutsche Schweiz und das Deutsche Reich

Zwei Stimmen zur Nachkriegszeit

Es ist sicher gut, daß sich die Schweiz schon heute mit den staats=, wirt= schafts= und verkehrspolitischen Fragen der Nachkriegszeit beschäftigt, aber auch mit den kulturpolitischen, und mit diesen hangen die sprach= lichen zusammen; denn "die geistige Kultur kann von der Sprache nicht getrennt werden", wie Prof. Dr. Karl G. Schmid in seiner Untritts= vorlesung über "die kulturelle Lage der deutschen Schweiz" gesagt hat. Und da wir Menschen deutscher Sprache sind, sogar wenn wir Schwy= zertütsch sprechen – damit bekennen wir sa ausdrücklich, daß es Deutsch ist –, so entsteht setzt, da der Krieg zu Ende zu gehen scheint, für uns die Frage, wie wir Deutschschweizer in Kulturbelangen zu Deutschland stehen. Ganz verschieden beantworten diese Frage zwei neue Schriften.

Banz einseitig behandelt sie Dr. Guggenbühl im Jännerheft sei=
nes "Schweizer Spiegels". Zwar will auch er, das sei ausdrücklich ge=
würdigt, unter die politische Rechnung, die wir mit Deutschland we=
gen erfahrener Unbill zu begleichen hätten, einen Strich ziehen, den
aufgespeicherten Grimm unterdrücken und nicht nachträgerisch sein.
Das sei von uns als sehr anständig anerkannt. Wir wollen ferner an=
nehmen, daß er die Gefahren, die uns auch von einem geschlagenen
Deutschland drohen, ebenso unbewußt übertreibe, wie nach seiner Un=
sicht die Wandervögel, die nach dem ersten Weltkrieg "mit Rucksach
und Laute Europa durchschwärmten", dem deutschen Imperialismus
unbewußt Späherdienste geleistet haben. Guggenbühl meint aber, wir
müßten auch einem geschlagenen Deutschland gegenüber "eine distan=

ziertere Stellung einnehmen als unsere Väter und Großväter"; denn wenn auch Mißtrauen allen Großmächten gegenüber berechtigt sei, so hätten wir dies Deutschland gegenüber besonders nötig, weil es unser Nachbar sei, weil es ferner seit hundert Jahren ein Schulbeispiel des Imperialismus darstelle und sein Imperialismus auf den Opfern schwerer laste als zum Beispiel der englische, denn wenn Deutschlands liebevolle Herrschaft nicht mit Gegenliebe aufgenommen werde, verwandle sie sich in Terror, wie das Schicksal Hollands, Norwegens, Frankreichs zeige. Der Imperialismus stecke eben dem Deutschen im Blute.

Da ist Richtiges und Falsches durcheinander, und da einiges un= zweifelhaft richtig ist, glaubt der unkundige Leser leicht auch das an= dere. Natürlich wird uns die heute bei Swings und Boys und Girls blühende Engländerei staatlich nie gefährlich werden, aber haben die "hundertprozentige Kulturgemeinschaft" der Zeit unserer Väter und Großväter und die seit dem Unfang des vorigen Jahrhunderts betrie= bene "Unschlußpropaganda" wirklich "unsern Unabhängigkeitswillen ausgehöhlt" und uns 1914 und 1939 im geringsten gehindert, ent= schlossen an die Grenze zu ziehen? Und wer anders hat uns zu dieser Entschlossenheit erzogen als jene unsere Väter und Großväter mit ihrem "ausgehöhlten Unabhängigkeitswillen"? Einen "Schweizer Spie= gel" gibt es ja erst seit 1926! Und hätten Gottfried Reller und Kon= rad Ferdinand Meyer wirklich vor den Bundesanwalt gehört? Man sollte sene unglückliche Rede, die Reller 1872 gehalten, nicht so ernst nehmen, wie es von reichsdeutscher und schweizerischer Seite immer wieder geschieht, sondern für eine "Trinkspruchphantasie", wie Keller sie selber nachträglich genannt, die ihm, "von belebtem Toastieren hingerissen" (er war der zwölfte Redner des Abends!), unterlaufen ist. * Bewichtiger ist jedenfalls jenes andere, von G. nicht angeführte Zeug= nis, wonach Keller "den Untergang oder die Zerstückelung der Schweiz

^{*} Nach G. soll Keller damals gesagt haben: "Wenn das deutsche Reich wieder Raum für demokratische Gedanken hat, gehören seine Grenzpfähle an den Gotts hard." So plump hat er sich aber kaum ausgedrückt, wenigstens findet sich diese Fassung u. W. nirgends überliesert. Es wird keine bewußte Fälschung Guggens bühls sein, nur eine "kleine Ungenauigkeit", der vielleicht eine Verwechslung mit — Mussolini zugrunde liegt.

durch fremde Mächte nicht ertragen, sondern sich mit seiner alten Pistole eine Kugel durch den Kopf gesagt hätte". Wie er aber von der Kulturgemeinschaft dachte, hat er auf seine Urt so ausgedrückt: "Kein schweizerischer Dichter kommt in seiner Heimat zu Namen und Unsehen, bevor sie ihn aus Deutschland mit der großen Trompete hereinführen." Daß die deutsche Kulturgemeinschaft unsern Dichtern sehr zustatten kommt, hat auch Spitteler in seiner Rede vom Dezember 1914 und an Kellers hundertstem Geburtstag ausgesprochen. Das mit der "hundert= prozentigen Kulturgemeinschaft" ist ein sehr beguemes Mittel der Kulturdemagogie zur Erwerbung vaterländischer Lorbeeren: Man baut sich einen Böögg, schlägt ihn dann tot und spielt den Erzengel und Drachentöter Michael oder Winkelried. Wer hat se etwas von einer hundertprozentigen Kulturgemeinschaft gesagt? Das hat es nicht ein= mal in Deutschland selbst gegeben und ist auch in Friedenszeiten von keinem vernünftigen Deutschen se behauptet worden. G. schreibt, wir seien "weder Kultur= noch Volksdeutsche", wir hätten sa auch kel= tisches und römisches Blut in den Adern! (Anerkannt sei, daß er die Pfahlbauer nicht erwähnt), und "Blut und Boden formen ein Volt" (also ganz wie draußen!). Mit Recht fügt er bei, der Geist gehöre auch noch dazu. Jawohl, der Geist ist es, und der Geist wird bei uns in politischen Dingen seit siebenhundert Jahren anders erzogen als in Deutschland; das staatliche Denken ist darum bei uns anders geworden als im Reich. Aber der Staat ist nicht die einzige gei= stige Macht; es gibt daneben noch das, was man Rultur nennt, und wer leugnet, daß wir in Kunst und Wissenschaft, in Sitten und Ge= bräuchen den Reichsdeutschen näher stehen als "den Holländern, Nor= wegern, Schweden, und Engländern", der weiß nicht, was Kultur ist.

Und welches sind denn die "verheerenden kulturellen Wirkungen" der deutschen Überfremdung gewesen, bis der "Schweizer Spiegel" erschien, der sich das Verdienst zuschreibt, sie als erster bekämpst zu haben? Daß neben den Kulturerscheinungen auch allerlei Unkulturerscheinungen einhergingen, ist natürlich wieder richtig, aber die bayrischen Bierhallen lagen doch dem Geiste unseres Volkes nicht ferner als die Dancings und Bars und die deutschen Studentenlieder mindesstens so nahe wie die heutigen Niggersongs. Die deutsche Überfrembung "tötet unsere besten schöpferischen Kräfte"? "Wir können nie etwas

Rechtes leisten, wenn wir unserer Urt Gewalt antun"? Nach G. haben wir unserer Urt nun schon seit mehr als hundert Jahren Gewalt ansgetan, aber freisich: wir haben in dieser Zeit sa auch nur ein en Gottshelf, ein en Keller, ein en Meyer, ein en Spitteler hervorgebracht!

Nicht weniger oberflächlich hantiert G. auf dem politischen Gebiet, wenn er die Stellung Osterreichs zum Reich dem der Schweiz zum Reich einfach gleichsetzt und den gewaltsamen "Unschluß" von 1938 als eine Folge der "fulturellen Gleichschaltung" darstellt. Osterreich hatte doch in den letzten Jahrhunderten des fast tausendjährigen "Er= sten Reiches", des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, an der Spitze gestanden, hatte ihm noch um die Mitte des 19. Jahrhun= derts in Metternich den allmächtigen Minister gestellt, sich nach der Ausscheidung von 1866 schon 1879 wieder mit dem "Zweiten Reiche" verbündet und an seiner Seite den ersten Weltkrieg erlebt; die Schweiz aber hatte sich 1499 tatsächlich und 1648 mit ausdrücklicher Unerken= nung aus dem Reich gelöst und sich 1815 neutral erklären lassen. Das hätte ja Hitler nicht gehindert, bei Gelegenheit einen Versuch mit dem "Unschluß" der Schweiz zu machen, aber doch wohl erst während des Krieges, und auch da ist es nicht geschehen. Und diese zwei grundver= schiedenen Källe setzt G. einander gleich und erklärt das Schicksal Osterreichs einzig aus der "Kulturgemeinschaft"! Wenn ferner Deutsch= land erst seit hundert Jahren "geradezu ein Schulbeispiel einer impe= rialistischen Macht darstellt", kommt das einfach daher, weil England und Frankreich ihm um Jahrhunderte zuvorgekommen sind; aber Imperialisten sind sie seither geblieben; der Machttrieb muß also auch ihnen "im Blute liegen"; bloß so zum Zeitvertreib haben sie sich ihre Weltreiche auch nicht zugelegt. Was die Schwere der Herrschaft be= trifft, kann man natürlich Kriegs= und Friedenszeiten einander auch nicht ohne weiteres gleichsetzen. Die deutsche Herrschaft in Holland soll und kann damit natürlich nicht entschuldigt werden, aber wenn den Irländern die englische Herrschaft in Friedenszeiten so leicht vorgekom= men wäre, so hätten sie auf dieses Glück nicht so leicht verzichtet.

Guggenbühl hält es für möglich, ja sogar für wahrscheinlich, daß Deutschland vermöge der Tüchtigkeit, ja Liebenswürdigkeit seines Voltes "in verhältnismäßig kurzer Zeit" wieder eine Großmacht werde. Daß es im nächsten Menschenalter keine Allzugroßmacht werde, dafür

werden andere Leute schon sorgen. Und dafür, daß das schweizerische Mitleid mit einem besiegten Deutschland nicht "zur Schwäche werde" und nicht in "Verbrüderungsorgien" (wörtlich!) bis zur "Selbstver=nichtung" führe, dafür wäre auch ohne den "Schweizer Spiegel" ge=sorgt. Solange im politischen und sozialen Denken Unterschiede bestehen, werden wir ihrer auch ohne solche Unkenruse bewußt; G. aber meint, wenn Deutschland einmal viel demokratischer, judenfreundlicher, kirchlicher und pazifistischer sei als die Schweiz, dann dürsten wir "die Schranken erst recht nicht niederreißen" – – doch da hat er recht, nur macht er sich da vorläusig unnötige Sorgen.

In scharfem Gegensatze zu Guggenbühl steht Prof. Schmid in der anfangs erwähnten Untrittsvorlesung, die soeben in der Reihe der "kultur= und staatspolitischen Schriften der Eidgenössischen Technischen Hochschule" erschienen ist. Wo der Deutschschweizer politisch 1939 und 1940 zu stehen hatte, darüber läßt der Generalstabshauptmann Schmid nicht den geringsten Zweifel, und die seit 1933 blühende "totalitäre" nationalsozialistische Staatskultur lehnt er selbstverständlich mit aller Deutlichkeit ab; aber heute, "wo die politische Gefahr zu schwinden be= ginnt", "haben wir uns der kulturellen Bindungen wieder zu erin= nern" und dürfen es tun "um des Schicksals der Schweiz willen, von der wir wissen, daß sie nicht wäre, was sie ist, ohne das Deutschland der Vergangenheit, und von der wir glauben, daß sie nicht bleiben kann, was sie sein möchte, wenn der deutsche Geist für immer untergehen sollte". Denn auf die Dauer können wir nicht in "geistiger Autarkie" leben, wie wir es in den letzten zehn Jahren tun mußten. Schmid for= dert eine scharfe Unterscheidung zwischen Politik und Geisteskultur, zwischen dem deutschen Geist der letzten zehn Jahre und dem einer langen Vergangenheit, der "zu den Gründen unseres Wesens gehört" und — so hoffen wir doch — wohl auch wieder einmal der Geist einer deutschen Gegenwart und Zukunft wird; denn "Deutschland ist größer als jener uns fremde, bedrohliche Nachbarstaat des letzten Jahrzehnts", und "wir können nicht wünschen, daß mit dem heutigen Deutschland auch das deutsche Geistesleben zugrunde gehe".

Daß er bei Leuten wie Guggenbühl und andern, die meinen, "den homo helveticus entdeckt" zu haben, Anstoß erregen werde, war dem Redner durchaus klar, "aber", sagte er, "es gibt Augenblicke, in

denen es zur hohen Pflicht des Wissenschafters wird. das "Unzeitge= mäße' zu sagen." Es sei von vornherein verfehlt, eine gemeinsame und eigengesetzliche schweizerische Rultur entdecken zu wollen. Er wagt sogar zu sagen: "Go stark die sittliche Verpflichtung gegenüber der Eid= genossenschaft ist - und in einem Jahr 1940 kommt es auf sie an -, so stark ist die geistige Veryflichtung gegenüber dem sprachlichen Kul= turkreis. Fehlt es an dieser, so erliegen wir der Gefahr pharisäisch= biederer Verkümmerung." Ühnlich hat sich schon vor Jahren Robert de Traz für die welsche Schweiz ausgesprochen, auf deutschschweize= rischer Seite am deutlichsten Blocher, der auch schon auf die Spannun= gen hingewiesen hat, mit denen wir die Vorteile unserer "Doppelbür= gerschaft", der staatlichen und der sprachlichen, bezahlen. Wahrschein= lich zählt Guggenbühl diese Rede bereits zu den "Verbrüderungs= orgien", vor denen er warnen zu müssen glaubt; wir aber danken dem Redner für sein mutiges, im Sinne der Philister aber wirklich nicht recht zeitgemäßes Bekenntnis zur Gemeinschaft in der deutschen Spra= che, und wenn wir diese sprechen (auch in schriftdeutscher Korm), "ge= denken wir uns vor gar niemand zu schämen", obschon es die Sprache ist, "die auf offener Straße zu sprechen auf neun Zehnteln der Erde gefährlich" ist.

Schmids Rede ist die ernsthafte Arbeit eines Kulturmenschen, Gug= genbühls Aufsatz die üble Heize eines Kulturpfuschers.

Sprachliche Beobachtungen und Gedanken auf der Bundesterrasse in Bern

Seit Jahren zieht auf unsrer Bundesterrasse eine Reihe von Tafeln mit magnetischer Kraft meine Blicke auf sich, wenn mich mein Weg dort vorbeiführt. Die Tafeln laden dazu ein, DIE BELLEVUE BLUMENTERRASSEN zu besuchen*. Es sollte natürlich BELLEVUE-BLUMENTERRASSEN (oder allenfalls in einem Wort geschrieben BELLEVUEBLUMENTERRASSEN) heißen. Warum wird dem Leser

^{*} Die Tafeln, die den Anlaß zu meinen Bemerkungen gegeben haben, sind ins zwischen — offenbar im Zusammenhang mit einer Umstellung des Betriebs — verschwunden. Die Ersatstücke enthalten die beanstandeten Stellen nicht mehr. Ich denke aber, meine Beobachtungen seien trotzem nicht überflüssig. A. D.